

edgar rai
wenn nicht,
dann jetzt

roman



RL

rütten & loening

Strömen geregnet, und der Wind hatte die Blätter scharenweise den Bürgersteig entlanggetrieben. Einer von diesen Tagen, an denen man stundenlang einfach nur aus dem Fenster starren und an nichts denken mochte. Doch dann hatte ein weißer Mini mit schwarzem Verdeck in der zweiten Reihe vor Jans Showroom gehalten, eine eins achtzig große Blondine mit einem Kaschmircardigan von unbestimmter Farbe war ausgestiegen, hatte sich unter dem Regen wegzuducken versucht und war lachend auf den Laden zugelaufen.

Sie habe eine kleine Agentur und benötige ein Leihklavier für ein Fotoshooting, erklärte Stefanie. Eines, das edel aussehe, aber nicht zu viele Kosten verursache, falls etwas Unvorhergesehenes passiere. Geld könne sie Jan keins anbieten, dafür werde sein Klavier später werbewirksam auf dem Plakat zu sehen sein. Sie schüttelte sich den Regen aus den Haaren. Ob er sich so etwas vorstellen könne?

Jan ließ seine Hand über die Kante des nächstgelegenen Klavierdeckels fahren und tat, als müsse er überlegen: »Suchen Sie sich eins aus.«

Als sie es zurückbrachten, schien die Sonne. Es war Freitagabend, fünf Minuten vor Ladenschluss. Ein Kleintransporter hielt vor dem Schaufenster, dahinter der weiße Mini. Aus dem Transporter kletterten der Fahrer sowie ein Kabelträger, der Hulk Hogan hätte dubeln können. Dem Mini entstieg Stefanie. Offenbar hielt sie es für angezeigt, den Rücktransport persönlich zu überwachen. Kurz darauf war das Klavier wieder an Ort und Stelle, und der Lkw samt Fahrer und Hulk Hogan dieselte von dannen. Nur Stefanie stand noch im Laden.

Diesmal war sie es, die ihre Finger über den Klavierdeckel gleiten ließ. »Ich hab Hunger«, stellte sie fest. »Gehen wir was essen? Ich lade Sie ein - als kleines Dankeschön.«

Jan war ehrlich überrascht. Es war nicht so, dass er sich selbst komplett unattraktiv gefunden hätte. Ging schon alles. Er wusste,

unauffällig seine Stärken zu betonen (sein Lächeln und in guten Momenten auch seinen Witz und seine Schlagfertigkeit) und seine Schwächen zu überdecken (alles andere). Aber eine wie Stefanie? Da wäre er so erst einmal nicht draufgekommen. Sonntagmorgen, zwei Tage später, frühstückten sie gemeinsam in ihrem Bett, und das war's dann. So schnell kann's gehen.

Natürlich gab es Konflikte. Zunehmend. Schließlich war Stefanie eine Frau. Ganz ohne Konflikte waren die bekanntlich nicht zu haben. Gelegentlich war sie *bossy*. Das konnte ganz plötzlich über sie hereinbrechen – wie die Katze von Jans Bruder Uwe, die sich heimlich von hinten an einen heranschlich, um einen genau in dem Moment anzuspringen, da man es am wenigsten erwartete. »Ich will, dass du in meiner Wohnung bist, wenn ich heute nach Hause komme«, hieß es dann. Einfach so. Nicht: »Ich möchte dich sehen«, oder: »Können wir uns heute Abend treffen?«, oder: »Komm, sei brav, Schatzi.« Nein, es hieß: »Warte auf mich. Im Körbchen.« Doch solche Dinge passierten eher selten, und hinterher entschuldigte sich Stefanie stets angemessen für ihre »Ausrutscher«, wie sie sie nannte. Eine andere Sache war dieses Schatzi-Gedöns. Hätte Jan auch nicht haben müssen. Doch sobald sich gewisse Dinge erst einmal eingeschliffen hatten, waren sie schwer wieder auszuwetzen. Da war Langmut gefragt. Wusste jeder, der mal so etwas wie eine Beziehung gehabt hatte.

Mehr Sorgen bereitete Jan ein anderes Problem. Eines, das sich in den vergangenen Wochen und Monaten immer unwilliger verschleierte und inzwischen gänzlich unbekleidet in Stefanies Wohnung umherlief. Und das nicht, um sich hin und wieder kurz zu zeigen, sondern um Stefanie wie eine selbsternannte Freundin auf Schritt und Tritt zu begleiten. Es stalkte sie gewissermaßen. Das Problem war: Stefanie würde diesen Herbst siebenunddreißig werden. Hatte Jan so erst einmal kein Problem mit. Stefanie jedoch hörte, wie sie nicht müde

wurde zu versichern, ihre biologische Uhr ticken. Wann immer sie darüber sprach, bekam ihre Stimme einen Unterton, als trage sie eine riesige Standuhr mit sich herum, die sie jede Woche um ein ganzes Jahr altern ließ. Jan dagegen hörte nix. Kein Wunder also, dass er Stefanie seine eigene Tochter bislang verschwiegen hatte.

Er war so in Gedanken, dass er an der Straße, in der sich das Hotel mit dem originellen Namen »Sonnenschein« versteckt hielt, beinahe vorbeigelaufen wäre. Viermal musste er klingeln, ehe der Nachtportier den Türsummer drückte. Als Jan auf dem ausgetretenen Treppenhänger mit müden Knien die Stufen in den dritten Stock hinaufstieg, schlug ihm der muffige Geruch von alten Möbeln und Mottenkugeln in schlecht gelüfteten Räumen entgegen. Immerhin: Das Zimmer war sauber, und aus dem Duschkopf kam Wasser.

Als er endlich im Bett lag und einen letzten Blick auf sein Handy warf, stellte er zwei Dinge fest: Es war halb drei Uhr morgens, und er hatte eine SMS bekommen. Von Stefanie. *Bis morgen, Schatzi.* Täuschte er sich, oder klang da eine Drohnung durch? Es war spät, er war mit Müdigkeit ausgegossen bis in die Fingerspitzen, und lesen würde Stefanie die Antwort ohnehin nicht mehr. Doch wenn er ihre SMS jetzt nicht beantwortete, würde sich über Nacht dunkles Gewölk über ihm zusammenbrauen. Also schrieb er: *Ich freu mich.* Eine glatte Lüge. Seit er am Nachmittag Sergeja getroffen hatte, klaffte seine Wunde stärker denn je. Sobald er seine Augen schloss, sah er sie zwischen den Sitzreihen des Konzerthauses auf ihn zukommen, sog ihr Lächeln ein, roch ihren Duft.

Die Kühlung der Minibar sprang an und brummte wie eine Schiffsturbine. Warum nicht, dachte Jan, der zu aufgewühlt war, um zu schlafen. Und dann geschah etwas Unverhofftes: Einen Gin, zwei Schnäpse und eine schlechte Flasche Weißwein später hatte das Brummen der Minibar einen schmeichelnden Klang angenommen, der

Fernseher im Nachbarzimmer führte freundliche Selbstgespräche, das Licht der Straßenlaterne verströmte die Heimeligkeit eines Kaminfeuers, die Matratze duftete nach einer glücklichen Kindheit, und Jan war von neuer Zuversicht durchströmt.

Sein Freund Matthias hatte ihm einmal erklärt, man müsse seinen Erfolg visualisieren. Nur wer seinen Erfolg visualisiere, könne ihn auch erreichen. Also, wenn es daran lag, überlegte Jan, dann konnte der Wiedervereinigung von Sergeja und ihm nicht mehr viel im Weg stehen. Auf dem Rücken liegend, den Blick zur Decke gerichtet, visualisierte er, was das Zeug hielt: Er sah Sergeja auf der Beerdigung ihres Großvaters, wie der Wind mit ihren Haaren spielte, während der Sarg in der Erde versank. Er sah sich selbst, auf dem Traktor ihres Cousins, schaukelnd wie auf einem Kamel, im Schoß Sergejas Apfelkuchen. Und er visualisierte sich und Sergeja gemeinsam, vereint in der Dachkammer ihres Großvaters, wo alles begann.

Bevor er endgültig einschlief – im Hof zwitscherte bereits der erste Vogel –, erlebte Jan einen Moment seltener Klarheit. Einen, wie ihn nur Betrunkene erlebten: Wenn völlig unerwartet eine Erkenntnis aus einem scheinbar unentwirrbaren Dickicht von Gefühlen und Hormonen trat und flüchtig, aber scharf umrissen Gestalt annahm.

Die große Frage lautete: War es zu spät?

Die Antwort: Ja. Definitiv.

Es sei denn, Jan gelang der große Coup. War sein Leben »bigger than life«?

Bei Odysseus hatte es auch funktioniert. Hatte Jan als Kind im Fernsehen gesehen und anschließend monatelang von geträumt: Kirk Douglas, mit diesem Kinn, das selbst wie eine Axt aussah, wie er seinen Bogen spannte und mit dem ersten Schuss seinen Pfeil durch sämtliche Ösen jagte. Zwanzig Jahre war der zuvor unterwegs gewesen, hatte Kriege geführt, Schlachten geschlagen, Frauen unglücklich gemacht

und Göttinnen beglückt. Und am Ende war er auf sein verschwiemertes Eiland zurückgekehrt, und Penelope hatte nie einen anderen gewollt und sich nur einem der Freier versprochen, um dem ewigen Werben endlich ein Ende zu bereiten. Die Frage lautete also: Hatte Jan das Zeug zum Odysseus?

Als in dieser Nacht endlich sein Schiff ins Reich der Träume ablegte, hatte Jan tatsächlich ein Lächeln auf den Lippen.